Wie man einer Magd das Stehlen abgewöhnen kann

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **151 (1872)**

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-373518

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

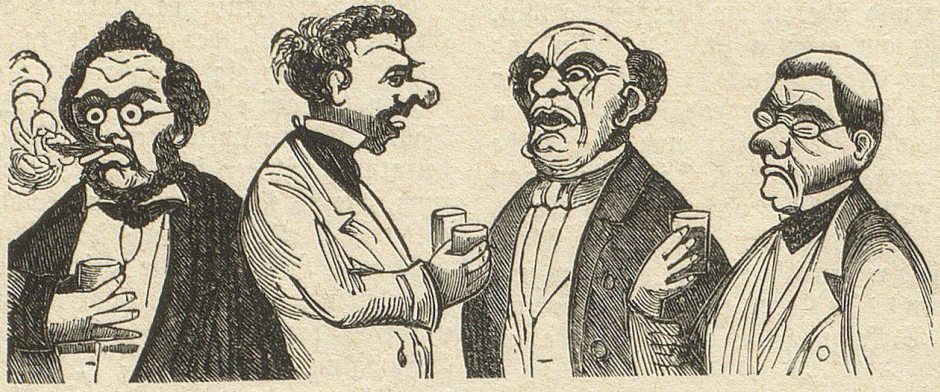
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

1870er Weinprobe.



Wie viel ist eine Nase werth?

Ein junger Mann ohne Vermögen bat einen befreundeten Advokaten, ihn in einer Familie zu empfehlen, in der es ein junges, hübsches Mädchen zum Heiraten gäbe; wäre das Fräulein auch zufällig reich, desto besser. Der Advokat übernahm den Auftrag; der Vater einer Schönen jedoch, der dem Geld nicht abhold war, fragte zuerst nach dem Vermögen des betreffenden jungen Mannes. Als der Advokat diesen wieder sah, forschte er danach, ob er wirklich auch etwas Vermögen besitze. Nein, entgegnete offen der Heiratskandidat. — Gut, sagte der Advokat, möchten Sie wohl Ihre Nase für 500,000 Fr. abschneiden lassen? — Nicht um die Welt! Aber wie kommen Sie auf diese Frage? — Ich habe nicht ohne Grund gefragt, Sie werden später sehen. Bald darauf begab sich der Advokat zu dem reichen Mann mit der hübschen Tochter und sagte sehr ernsthaft: Ich habe mich nach den Verhältnissen unsers jungen Liebenden erkundigt; er besitzt in der That kein baares Vermögen, aber er hat dennoch ein Besitzthum, für das ihm meines Wissens schon 500,000 Fr. vergeblich angeboten wurden. Durch diese Rede verführt, gestattete der Vater vorläufig eine Bekanntschaft, die alsbald in eine so heftige gegenseitige Neigung übergieng, daß der Vater, als er später kopfschüttelnd die Natur des fraglichen Besitzthums erfuhr, nach langem Widerstreben doch schließlich seine Einwilligung zu einer Heirat geben mußte, deren Grundlage die Nase des Bräutigams bildete.

Wie man einer Magd das Stehlen abgewöhnen kann.

Eine Hausfrau hatte eine Magd, fleißig und anstellig, und wäre alles recht gut gewesen, wenn nicht manchmal, grade wenn sie ihren alten Vater besuchte, im Hause etliche Kleinigkeiten fehlten, die anderswo auch zu gebrauchen waren; wo sie aber hingekommen waren, konnte man nicht sagen. So gieng es eine Weile und der Hausfrau lag es gar schwer auf dem Herzen; erst der Verdacht und dann, wenn der Verdacht wahr wäre, wie schade es um das Mädchen sei, und endlich, wie man's ihr wohl am besten abgewöhnen könne.

Einstmals nun fiel ihr Auge ungesucht auf einen Korb in der Magdkammer und wie sie näher hinsah, so war darin etwas gemahlener Kaffee und Zucker. Das war aber um die Zeit, da die Rieke wieder einen Besuch daheim zu machen pflegte, und die Frau dachte sich gleich den Zusammenhang, denn es fehlte ihr seit einigen Tagen etwas am Kaffee und in der Zuckerbüchse und es that ihr leid, das Mädchen unehrlich zu finden; denn unehrlich ist's eben, sei's im Kleinen oder im Großen. Aber sie war ein verständiges Weib und ließ nichts merken. Als aber die Magd wieder kam und um Urlaub bat, sagte die Frau: „Nicht wahr, Rieke, du hast einen alten Vater daheim?"

„Ja, Madame, den wollt' ich eben besuchen." — „Nun, der alte Mann wird manches brauchen können, was er nicht hat, so nimm dies Geld und brings deinem Vater als Gruß von mir, auch kannst du ihm meines Mannes Haus-

rock und Winterschuhe mitnehmen," und damit gab sie ihr das nöthige Geld.

Da ward das Mädchen über und über roth und es war, als ob sie noch etwas mehreres sagen wollte als einen bloßen erschrockenen Dank. Am andern Tage aber war der Hausfrau ihre Kaffeebüchse und Zuckerdose wieder grade so voll, als sie sein sollte, und es hat seitdem nie wieder etwas im Hause gefehlt. Ja, treuer ist ihr noch keine Magd geblieben, wie sie oftmals gesagt hat, und darum müssen wir diese Geschichte, die wohl gefallen hat, hier wieder erzählen, andern Hausfrauen zur Beherzigung.

*

„Na, die Dummheit von den Franzosen," klagte eine Münchnerin, „meinen Schatz haben s' erschossen. Hätten s' nit der Nani den ihren verschießen können — die hat schon lang wieder an andern.

Vor 150 Jahren wie heute.

In einem 1729 zu Augsburg unter dem Titel: „Rudimenta geographica" erschienenen Lehrbuche findet sich die Frage: „Wie seynd die Franzosen?" folgendermaßen beantwortet: „Seynd fröhlich, höflich, gesprächig, in Schlichtung sowohl als Erfindung der Sachen schnell und behend, in verschiedenen Künsten und Wissenschaften erfahren; doch allzu große Hochsprecher und Hochschätzer ihrer selbst und ihrer Sachen. Erfinden immerdar neue Moden und allerhand Eitelkeiten, sonderbar in Pracht und Tracht der Kleider, wodurch sie der Ausländer Augen mit einem blauen Dunst erfüllen und ihnen dabei den Säckel leeren."

*

Das ist gewiß kein dummer Mann,
Der gute Tage tragen kann.

Die Gefahren der Ansiedler im Indianergebiet der Pazifikeisenbahn.

Nach Mittheilungen von **J. H. Schefer** in Teufen, K. Appenzell, Herausgeber seiner „Reise um die Erde".

Drüben in der neuen Welt, mitten in Nordamerika, wo bis fast in die jüngste Zeit nur die wilden Horden der Rothhäute hausten und jagten, hat in den letzten Jahren immer mehr die Axt und der Pflug des Ansiedlers das so fruchtbare und in ungeheuren Strecken noch brach liegende Land der Cheyennes- und der Sioux-Indianer, welche bekanntlich 1869 große Greuel verübt haben, — urbar gemacht. In diesen einsamen Gegenden, wo Schaaren wilder Büffel und Antilopen vom hohen üppigen Grase nur das Beste zu ihrer Nahrung aussuchen und das Uebrige der Fäulniß und den Prairiebränden überlassen, kann der Einwanderer mit wenig Kosten Land zu seinem Unterhalt anbauen und frank und frei als Eigenthum behalten so viel er will. Wünscht er sich einen Braten, so erlegt er einfach einen Büffel oder eine Antilope. Welch schönes, sorgenfreies Leben für eine Familie, wenn sie sich ein wenig eingerichtet hat! Keine Nachbarn verbittern dasselbe, kein Steuereinzieher kommt ins Haus, auf Jakobi oder Martini muß nicht gezinset werden und am Ende des Jahres kommen weder Schneider- noch andre Konti. Welche Freude für den Ansiedler, wenn etwa Vorüberreisende einkehren und sie beim Büffel- oder Antilopenbraten erzählen, was in der weiten Welt vorgeht. Allein schon manchem ist das gastliche Haus zum Unglück geworden.

„Mitten im Leben vom Tod umfangen," kann man ganz besonders in diesen Gegenden erfahren. Eine Horde Indianer hat das Ansiedlerparadieschen erspäht und der Neid gleich einen Ueberfall beschlossen. Am Saume des Waldes oder im Gebüsch wird der Angriff auf die Blaßgesichter — wie die Indianer die Einwanderer nennen — vorbereitet, wie dir, l. Leser, das nachstehende Bild naturgetreu zeigt. Im günstigsten Moment giebt der Scheikh, der Anführer (wozu gewählt wird, wer am meisten Kopfhäute den „Bleichgesichtern" abgezogen hat), das Zeichen zum Angriff. Die Blaßgesichter werden nun von den scharfen Pfeilen durchbohrt und dann skalpirt, d. h. die Kopfhaut wird abgeschnitten und als Siegeszeichen aufbewahrt. Rindvieh und Kleidungsstücke werden fortgeschleppt und schließlich Haus und Habe den Flammen übergeben. So fand schon manche schöne Ansiedlung in dieser Gegend, welche die Pazifikbahn in einem langen Streifen berührt, plötzlich ihr Ende.